

losoph, Moraltheologe und Sozialwissenschaftler von theoretischen Prinzipien her. Natürlich wäre es wünschenswert, diese Differenz zu verringern; vorderhand aber ist der Unterschied nicht zu übersehen, und mancher unerfreuliche Streit scheint gerade hier seine stärkste Wurzel zu haben.

## Ein Lehrstück für kirchliche Umgangsformen

Vielleicht aber kann uns die Tiefenpsychologie noch in einem anderen Bereich auf die Sprünge helfen. Möglicherweise nämlich bringen all unsere *kirchlichen „Maßnahmen“ und Disziplinierungen*, die Beschimpfung von Andersdenkenden und die pauschale Verurteilung der modernen Welt, wie sie in vielen Predigten begegnet, etwas von jenen Abwehrmechanismen zum Vorschein, wie wir sie in unserer seelsorglichen Hilflosigkeit aufbauten, um uns die Einsicht zu ersparen, daß eine wesentliche Ursache für den kirchlichen Verfall bei und in uns Seelsorgern selbst liegt. Die Schärfe und Bitterkeit, mit der manche eine solche Andeutung beiseite schieben, verstärkt den Verdacht. Auch die Distanz, die unsere Theologie im allgemeinen zur Tiefenpsychologie hält, mag etwas mit solchen Abwehrmechanismen zu tun haben.

Ein besonderer Bereich sind schließlich unsere *kirchlichen und pastoralen Umgangsformen*. Der Streit um Eugen Drewermann und seine Schriften mag dafür als Beispiel stehen. Muß es uns wirklich so gehen wie Rudolf Schnackenburg, der in dem genannten Sammelband dem Tiefenpsychologen Drewermann erst vorhält, er zerstöre die christliche Botschaft, leugne die Heilstat Gottes in Jesus

Christus und entleere das Wort vom Kreuz, bevor er dann nach einem Gespräch mit ihm in einer ehrenwerten Fußnote am Schluß (S. 48) andeutet, daß er möglicherweise alles falsch verstanden habe? Natürlich macht Drewermann es seinen Lesern schwer, ihn nicht falsch zu verstehen. Zu sprühend seine Einfälle, zu wuchernd seine Theorien, zu blumig und manchmal auch zu salopp seine Sprache. Da wirkt in der Tat vieles unausgegoren und widersprüchlich. Aber seitdem wir gelernt haben, literarische Genera zu unterscheiden, müßte es eigentlich nicht mehr passieren, solch „barocke“ Schriften wie Handbücher der Dogmatik lesen zu wollen. Und während Drewermann zu meinen scheint, man müsse erst alle seine Schriften gelesen haben, bevor man eine einzige Passage kritisieren dürfe, greifen seine Kritiker einzelne Sätze heraus, um damit den Verdacht auf Ketzerei zu untermauern. Das ist kein wissenschaftliches Problem, sondern hat etwas mit Umgangsformen zu tun. Kirchliche Umgangsform könnte es immerhin sein, wohlwollend hinzuhören, verstehend mitzudenken und kritisch zu unterscheiden. „Prüfet alles, das Gute behaltet!“ (1 Thess 5, 21).

Niemand hat bisher vorgeschlagen, Eugen Drewermann zum Kirchenvater zu erklären. Das wird auch nicht nötig sein. Nötig aber wird sein, weniger über ihn und seine Bücher als über die Inhalte zu reden, die er in das theologische Gespräch einbringt. Ihnen nachzudenken, sie zu klären, vieles als *Anregung* aufzugreifen, einzuarbeiten oder als *Denkhilfe* zu nutzen, anderes als abwegig auszuscheiden, wäre das mindeste, was die theologischen Gesprächspartner zu leisten hätten. Wenn das nicht gelänge, wären wir um ein Stück Verarmung reicher geworden.

Peter Müller-Goldkuble

## Wie es euch religiös gefällt

### Ein „Kursbuch“ zum Thema „Glauben“

Die neueste Ausgabe der Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik „Kursbuch“ (Heft 93, September 1988) ist dem Thema „Glauben“ gewidmet. 1965 von Hans Magnus Enzensberger und Siegfried Unseld gegründet, galt das „Kursbuch“ lange Zeit als eines der profiliertesten Organe der bundesdeutschen Linken. Die ideologischen Veränderungen der letzten zwanzig Jahre sind jedoch auch am „Kursbuch“ nicht vorbeigegangen. Irritationen über seinen Kurs konnten nicht ausbleiben. Aus einem Organ, das im Gefolge von 1968 selbst Trends setzte, ist inzwischen eine Zeitschrift geworden, die manch aktuellen und scheinbar alternativen Trends kritisch entgegenzutreten sucht (so z. B. in jüngster Zeit in den Heften 86 [„Esoterik“] und 88 [„Gesundheit“]).

Wofür die Tatsache, daß sich die neueste Nummer des „Kursbuches“ mit dem Thema „Glauben“ befaßt, bezeich-

nender ist, für den Zustand der Zeitschrift und der sie einst tragenden bundesdeutschen Linken – wie manch einer argwöhnen dürfte – oder den des Zeitgeistes, diese Frage mag man auf sich beruhen lassen. Wenn schon das „Wetter“, die „Mütter“, die „Esoterik“ und die „Gesundheit“ Themenschwerpunkte abgaben und für die nächste Nummer „Das Glück“ angezeigt ist, so war eine Nummer über religiöse Szenarios wohl unvermeidlich. Wenn schon Time Magazine den Auseinandersetzungen um Martin Scorsese's „The Last Temptation of Christ“ (vgl. ds. Heft, S. 505) neun Seiten widmet (Time, 15. 8. 88), das französische Fernsehen über 30 Stunden vom Besuch Papst Johannes Pauls II. im östlichen Frankreich (vgl. ds. Heft, S. 506) überträgt, Traditionalisten hier und Charismatiker dort, begleitet von viel Medienbeachtung, sich von den christlichen Mutterkirchen lossagen, eine außer-

kirchliche Religiosität im Zeichen von Wassermann und Regenbogen zu den expansionsträchtigsten Sektoren des Buchmarktes gehören – manches davon findet sich auch im Kursbuch 93 behandelt –, davor können auch die Erben der Linken ihre Augen nicht mehr verschließen.

Apropos „religiös“. Noch vor der Lektüre eines einzigen Beitrags dieses Kursbuches fällt der Titel des Heftes auf: „Glauben“. Auf alles war man in dem Zusammenhang gefaßt: auf Religion und Religionen, Religiosität mit und ohne „neue“ als Attribut, auf alle denkbaren Wortverbindungen von „spirituell“ und „Spiritualität“, aber nicht auf „Glauben“. Selbst wenn bei der Auswahl dieses Titels seine Doppelgesichtigkeit von verbal-aktivisch und substantivisch-inhaltlich den Ausschlag gegeben haben mag – für das Christentum hat dieses Wort noch einmal eine besondere Bedeutung. Es findet gerade auch dann Verwendung, wenn vor lauter Religiösem und Spirituellem in einem wenig präzisen, wenn nicht nivellierenden Sinn der christliche Kontext betont werden soll. Das Kursbuch 93 prägt indes, was nicht verwundert, jenes sich ebenso locker wie unverbindlich gebende „Was wir so glauben“ (so der Titel eines Beitrags von *Asmus Petersen*, S. 59 ff.): Ob Buddha, Freie Christliche Gemeinde des Sauerlands oder New Age, ob Rudolf Steiner, Hinduismus oder christliche Lehre: „O Herr, es ist unglaublich, after all, what's the difference?“ (a. a. O., S. 63)

### „Doch heimatlos ist sie, geistig, bis heute geblieben“

In dieser Kursbuch-Nummer ist kaum etwas zu finden, wenigstens soweit es um Information und Analyse geht, was man nicht ähnlich bzw. besser anderswo, zumal in den entsprechenden spezialisierten Medien, nachlesen könnte. Der Reiz (wenn auch zugleich die Grenzen) eines solchen Heftes liegt jedoch darin, daß die Auswahl von Themen und Autoren nur wenig den gängigen Systematiken und Kriterien folgt und es vielleicht gerade deshalb als *Zeitansage* aussagekräftiger ist als manches andere. Hinzu kommt der Charakter als Kulturzeitschrift: Nicht alles ist stromlinienförmig auf eine Botschaft hin ausgerichtet; die Analyse tritt neben das zu Analysierende, die Belletristik neben den distanzierten Fachartikel: Hier ist Beten „schön und gut“ – gut, weil „es Luft gibt“ (S. 63) – und dort wird – kritisch? – darauf hingewiesen, daß Religion immer weniger mit einem inhaltlichen Bekenntnis zu einem kirchlichen Lehrgebäude und immer mehr mit dem eigenen psychischen Befinden zu tun habe (S. 12). Der Kurs auch dieses Buches: Wer allen vieles gibt, gibt jedem etwas?

Jedenfalls kommt auf diese Weise eine Themenmischung zustande, in der heutige Zeitgenossen vieles von dem wiederfinden, was sie spontan mit „Glaube“ bzw. „Religion“ assoziieren würden bzw. mit dem auch der kirchenfernste unter ihnen in Berührung kommen kann: etwa die kirchliche Verkündigung in den (elektronischen) Medien; das Thema Religion und Konflikte bzw. Intoleranz am Beispiel des Glaubenskrieges der Sikhs im indischen Bundes-

staat Punjab und des iranischen islamischen Fundamentalismus; außerdem die Säkularisierungsproblematik im Islam. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit dem Sudan und China. Ist einem im exotischen Kontext die an sich so fremd gewordene Religion vertrauter als im eigenen Lebensumfeld?

Was das Kursbuch bietet, ist in seiner Substanz, wenn von Substanz überhaupt die Rede sein soll, eine Art postmodernes religiöses Panoptikum: Es reicht von „Das Heilige“ (*Adolf Holl*) bis zum charismatischen „Applaus für Jesus“ (*Reinhard Laska*), von der „Privatisierung Gottes“ (*Herbert Will*) bis zur „New-Age-Spiritualität“ (*Hans Sebald*). Prototyp dieser religiös-weltanschaulichen Gemengelage ist Miriam (vgl. den Artikel von Herbert Will, S. 1 ff): Ihr Großvater war noch Meßdiener; ihr Vater bereits „Heide“, Nationalsozialist und nannte seine Tochter Sigrun; sie selbst wuchs ohne religiöse Alltagspraxis auf. Nach 1968 nannte sie sich Miriam, gebar einen Sohn namens Jonas und interessierte sich mehr und mehr für religiöse Fragen: „nicht kirchlich-christlich, sondern mit größerer Offenheit für andere Religionen und Weisheitslehren. Doch heimatlos ist sie, geistig, bis heute geblieben“.

Die weitere Analyse listet vieles von dem auf, was hinlänglich bekannt ist: Religion ist zur Privatsache geworden, sie stellt nur mehr ein gesellschaftliches Teilsystem dar. Religiöses Leben hat sich in den Freizeitsektor zurückgezogen. Kritische Auseinandersetzung mit Kirche und Religion hat einer weitgehenden inhaltlichen Gleichgültigkeit Platz gemacht: Johannes Paul II. konkurriert mit „Johannes“, dem profanierten Weisheitslehrer aus dem Verlag Körner, Fellbach (27. Auflage). Auf die Erleichterung von moralisch-autoritativen Instanzen folgte der Genußmensch in der Nachfolge Baghwans: „Ich erkläre, daß du kein Sünder bist, daß niemand ein Sünder ist ... Es gibt nichts in eurem Leben, für das ihr euch schuldig fühlen müßt“ (S. 15).

### Religion – „tatsächlich ein Äquivalent von Opium“?

Und wie steht man dazu? Geht es dem Kursbuch hier auch so wie im Fall der Esoterik? Kursbuch-Herausgeber *Tilman Spengler* verstand in Nummer 86 gar nicht, warum die Vertreter eines sozialkritischen Engagements darüber Klage führten, New Age sei unpolitisch: „Seien wir doch kreuzglücklich, daß sich der Anspruch auf die politische Legitimität einer Forderung, eines Programms, eines Volksbegehrens noch nicht aus numinosen Begründungen ableitet. Stiften wir Kerzen in Altötting und in Kevelaer, daß die Vertreter des Spirituellen nicht als Partei auftreten ...“ (S. 61) Ist man in Nummer 93 etwa auch kreuzglücklich, daß in Glaubensangelegenheiten weithin Beliebigkeit regiert?

Nein, auf das Kursbuch ist Verlaß. Ein Prediger, der seine theologische Ausbildung in den 70er Jahren erhielt, könnte es nicht schöner sagen: „Alles ist spirituell, nur die

soziale Realität nicht, die viel zu banal wäre für den Weltgeist. Alles wird ganzheitlich gesehen, holistisch, nur soll diese Wahrheit nicht vermischt sein mit konkreten Interessen, gesellschaftlichen Konflikten, psychischen Widersprüchen“ (Herbert Will, S. 13), Religion werde auf diese Weise „tatsächlich zu einem Äquivalent von Opium“. Eine Bedürfnisbefriedigungsreligion dieser Art sei „geschichts- und kulturlos“. Adolf Holl, gewohnt schmissig formulierend – so sehr, daß man geneigt ist anzunehmen, am Gegenteil des Gesagten könnte doch mehr dran sein als hier zugegeben wird –, stößt ins selbe Horn: Den Vertretern der herrschenden postmodernen Beliebigkeit gehe es gar nicht wirklich um „das Heilige“, vielmehr um das „Besondere in der Gestalt des Niedagewesenen – transpersonal, makrobiotisch, paradigmatisch, holistisch“.

Aber Vorsicht! Dies zu kritisieren kann sich offenbar auch das Kursbuch nur leisten, indem es für die, die die Zeitschrift von hinten zu lesen beginnen – „Unberufen toi, toi, toi“ (Titel des Beitrags von Axel Hacke, S. 199 ff.) –, postmodern-spielerisch dagegenhält: Ein bißchen astrologische Poesie in Ehren kann uns niemand verwehren: „Der moderne Aberglaube ist domestiziert, tolerant und diesseitig, er nimmt dem Menschen in immer auch unübersichtlicher Zeit ein wenig von seiner Angst vor den Unberechenbarkeiten des Alltags. Es wird Zeit, daß endlich Schluß ist mit seiner Verunglimpfung. Ein wenig private Magie ist sehr zu empfehlen ...“ (S. 204).

Eine klassische linke Position zu Glaube und Religion vertritt hingegen Rainer Döbert in einem der wissenschaftlich-gewichtiger gehaltenen Beiträge dieser Zeitschriftennummer. In seinem Artikel „Zivilreligion – Ein religiöses Nichts religionstheoretisch betrachtet“ setzt er sich mit der anderen Seite der Medaille der sich radikal privatisierenden Religion auseinander, dem Versuch, über eine „allgemeine Religion ohne Kirche“ (Herbert Will), eine Zivilreligion, zur Herstellung eines allgemeinen Wertekonsenses zu kommen. Die Anstöße des amerikanischen Religionssoziologen Robert N. Bellah mit seinem Verständnis von „Zivilreligion“ sieht Döbert in der (neokonservativen) deutschen Rezeption dieses Begriffes „verspielt“. Bellah habe versucht, in der „Zivilreligion“ ein Minimum an republikanischer Ethik festzuschreiben. Bei Hermann Lübke sei dieser normative Bestand zu einer „Freiheit in abstracto ausgedünnt“ (S. 75) – verbunden mit der These von einem in legitimatorischer Hinsicht nicht autarken Staat. Peter Koslowski gehe noch weiter und mache daraus einen „durch und durch heteronomen Faktor“ (S. 75). Es weise jedoch nichts darauf hin, daß die demokratischen Institutionen sich nicht als in sich legitimiert und tragfähig erfahren würden. Daß der demokratische Staat „von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann“, sei zwar richtig, beziehe sich aber nicht auf seine Legitimationsgrundlagen, sondern auf die Bedingungen seines Funktionierens: „Moralität der Bürger, republikanische Gesinnung müssen vorausgesetzt und können vom Staat nicht erzeugt werden. Dafür ist im Prinzip die Familie zuständig“ (S. 82).

## Was haben Johannes Paul II. und die Theologie der Befreiung gemeinsam?

Döbert geht davon aus, daß der Bedarf nach (privater) Kontingenzbewältigung ebenso zurückgegangen ist wie das Bedürfnis nach „externen Legitimationsgarantien“ für staatliches Handeln. Aber so autonom und partikular heute auch auf den verschiedenen Ebenen Sinn gesucht wird, dies schließe nicht aus, daß es gleichwohl religiös geschehe. Man lasse sich lediglich die Form der Religiosität nicht mehr durch die Kirchen vorgeben. Umgekehrt äußere sich in „vielen scheinbar antireligiösen Impulsen ... nur Antiklerikalismus als eine Variante des Autonomie-Strebens“. Trotz gewisser Revitalisierungstendenzen komme der Religion dementsprechend – so mit den Worten der Shell-Studie '85 – nur eine „nachgeordnete kulturelle Kraft“ zu (S. 77).

Das *institutionalisierte Christentum* spielt im „Kursbuch“ 93 eine nur untergeordnete Rolle. Wenn es vorkommt, dann wird ihm vorgehalten, daß es eben keine oder nur eine ungenügende Bereitschaft zeige, nur mehr die besagte „nachgeordnete kulturelle Kraft“ zu spielen. Daß dieser Vorbehalt die katholische Kirche eher trifft und diese damit auch als Widerpart in dieser Diskussion naheliegender ist als die evangelische Kirche, versteht sich von selbst. In dem Beitrag „Prophete rechts, Prophete links – Die Wiederkehr der politischen Theologie“ (von Otto Kallscheuer) wird die Kirche daran erinnert, daß sie unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen im Grunde eine Rolle spielt, die der tatsächlichen Bedeutung der Religion heute nicht mehr angemessen ist. Ob in Polen oder in Argentinien – mit geistlichen Mitteln würden hier partei- und gesellschaftspolitische Institutionen lediglich substituiert und man mache nur allzu leicht aus der politisch-sozialen Not eine theologische Tugend. Der politischen Theologie Johannes Pauls II. oder der Theologie der Befreiung sei eine Sprache gemeinsam, in der die gesamte Gesellschaft sich über ihren Sinn und Zweck verständigen könne. In religiösen Gesellschaften sei genau dies die Rolle der Theologie gewesen – was man dagegen heute Theologie nenne, könne diese „globale“ Funktion einer „universalen“ Sprache nicht mehr erfüllen. Beanspruche sie dies gleichwohl, so werde sie unweigerlich Ideologie. Was christliche Theologie heute bezeugen und bewirken könne, vermöge sie nur aus ihrer *Partikularität* heraus.

Der Autor möchte nicht unbesehen das Hohelied der „progressiven Katholiken“ anstimmen, nimmt auch den Papst gegen seine Kritiker in Schutz (wer diesem allerdings vorgeworfen haben soll, er wolle auf den status quo ante 1789 zurück, bleibt das Geheimnis des Autors), preist Kardinal Ratzingers Weitsicht gegenüber einem angeblich „naiven Optimismus eines Johannes XXIII.“, stellt dem „Vollblutpolitiker Wojtyła“ die „liberalen und progressiven Bischöfe“ als „rechte Waisenknaben“ gegenüber. Da fragt man sich: Erreicht die Wende nun doch das Kursbuch? Angesichts von soviel Rundumschlag ist die

Richtung unklar, in die dies führen soll. Vieles ist nicht so neu, wie es sich hier gibt. An manchem mag durchaus etwas daran sein – aber eben nicht so. Die Gefahr, daß die Theologie der Befreiung „politisch die Führung“ übernimmt, dürfte so groß nicht sein! Wer im Kampf um elementare Menschenrechte steht, schert sich nicht um die ihm zugewiesene „Partikularität“ der Sprache. Im übrigen haben Kirche und Theologie ja gerade an die universale Sprache der Menschenrechte Anschluß gefunden – von Johannes Paul II. bis zur Theologie der Befreiung – und sind gar nicht in der Verlegenheit, Partikulares allen aufzudrängen. Anders verhält es sich mit dem christenheitlichen Gesellschafts- und Kulturbegriff des Papstes bzw. der Tatsache, daß Gruppierungen bei Johannes Paul II. hoch im Kurs stehen, die es mit der Autonomie der irdischen Wirklichkeiten und der sich daraus ergebenden legitimen Pluralität in der Kirche nicht so genau nehmen – aber solche wie auch andere Unterscheidungen werden hier übergangen.

Die Auseinandersetzung um das Heilsverständnis der Theologie der Befreiung tut Kallscheuer mit dem Satz ab: „Warum zum Teufel müssen die Volksmassen unbedingt ein Reich verwirklichen, das nicht von dieser Welt ist?“ Wenn mit solch flotten Sprüchen Fragen behandelt werden, die die Substanz des Christlichen berühren, kann der Eindruck nicht ausbleiben, als wirkten hier möglicherweise doch gewisse unverarbeitete antiklerikale Komplexe nach. Ähnliches gilt für *Martin Pollacks* „Kreuz und Sichel – Oder die letzte polnische Teilung“: Der Versuch, die Wirklichkeit des polnischen Katholizismus kritischer zu zeichnen, als dies oftmals geschieht, in Ehren – dazu braucht man nicht einmal „Freigeist“ zu sein. Nur wie leicht kann dies kirchliche Sündenregister zur antiklerikalen Wadenbeißerei geraten ...

## Zur Religion weiß jeder etwas zu schreiben

Und selbst einer der lesenswertesten Beiträge im „Kursbuch“ gerät durch diesen Kontext in eine schiefe Optik: So einfühlsam und voller Sympathie für die betreffende Person das Porträt *Eva Demskis* einer Hausangestellten und ihrer (katholischen) Gläubigkeit auch geraten ist, ohne ein entsprechendes Gegengewicht in Form einer Darstellung heutigen gelebten Glaubens zementiert dieser Beitrag de facto eher stereotype Vorstellungen von Katholizismus, als daß er sie korrigiert: Zwischen dem *Herrn* und den Herrschaften (für die sie ihr Leben lang gearbeitet hat) scheint bei dieser Frau ein enger Zusammenhang zu bestehen: Sie betet für die, die sie versorgt hat, und käme nicht auf die Idee, gegen sie zu revoltieren. Sie stellt keine Forderungen, ist duldsam, akzeptiert die Autorität, geht „nie ins Kino, nie ins Theater, nie ins Konzert“, ein durch und durch „anachronistisches Leben“. Die einzige Freiheit, die sie sich nimmt, ist die, sich Gott klüger zu denken, als die Kirche ihn sich vorstellt.

Trotz aller veränderten Diskussionslage um Glauben und Religion bleibt man so doch auch den bekannten Klischees gegenüber einer kirchlichen, zumal katholischen Religiosität verhaftet. Im übrigen scheint Religion ein Thema zu sein, zu dem offenbar fast jeder etwas zu sagen und zu schreiben hat und sich obendrein dazu auch legitimiert fühlen darf. Aber gerade in seinen Zufälligkeiten wie auch den Stereotypen dürfte das „Kursbuch“ nur wieder ein getreues wenn auch vielleicht kein repräsentatives Abbild der religiösen Wirklichkeit hierzulande sein. Aber man erwartet von einer Zeitschrift wie dem „Kursbuch“ eben nicht nur, das, was jeder tagtäglich erlebt, abzubilden ...

*Klaus Nientiedt*

## Kurzinformationen

### Zehn Jahre Pontifikat Johannes Pauls II.

Am 16. Oktober jährte sich zum 10. Mal die Wahl *Johannes Pauls II.* zum Papst. Aus diesem Anlaß wurde nicht nur auf vielfältige Weise der damals überraschenden Wahl des polnischen Kardinals *Karol Wojtyła* in das höchste Amt gedacht. Besonders in den Printmedien erschienen aus diesem Anlaß zahlreiche Würdigungen des bisherigen Verlaufs des Pontifikats. Da der Papst kurz vorher nach Straßburg, Metz und Nancy reiste, fielen in Frankreich die Würdigungen besonders zahlreich und ausführlich aus. Mehrere Tageszeitungen, u. a. „Le Monde“, brachten Sonderbeilagen, in denen sowohl der besondere Stil des gegenwärtigen Papstes wie die von ihm gesetzten kirchenpolitischen Akzente herausgestellt, in denen aber auch noch einmal der besondere Umstand der Wahl *Karol Wojtyłas* nach dem überraschenden Tod seines unmittel-

baren Vorgängers, Johannes Pauls I., angesprochen wurden. Die meisten Würdigungen konzentrierten sich auf die „ungewöhnliche Persönlichkeit“ des gegenwärtigen Papstes: Seine Unbeirrbarkeit in der Verkündigung der Grundsätze des christlichen Glaubens, sein unerschrockenes Eintreten sei es für die Freiheit der Kirche, sei es für die Einhaltung der Menschenrechte und die „offensive Weise“ seiner Amtsführung sowohl was den Glauben wie was die kirchliche Disziplin betrifft. Seine Enzykliken und seine Reisen wurden als kraftvolle Akzente und als ein Weg der Hilfe für die jeweiligen Ortskirchen, besonders die der Dritten Welt, hervorgehoben. Aber auch auf „Widersprüchliches“ in der Amtsführung des *Wojtyła*-Papstes wurde bei dieser Gelegenheit verwiesen. Kritisch bedacht wurde vor allem die päpstliche Personalpolitik und ein durch das Zweite Vatikanum weitgehend überwunden geglaubter, vom Administrativen ins Pastorale